

**Sara Linderoth Bouchet**  
**Nach Hause**

Übersetzt von Bernd Kretschmer  
nach:

Sara Linderoth Bouchet  
Hjem

© Tiderne Skifter, 2016

**INSTITUT  
FRANÇAIS**



Mein erstes Zuhause war eine Wohnung in Damaskus. Wir aßen und schliefen in demselben Raum, wo wir Minztee kochten, Hausaufgaben machten, uns zankten und uns innerhalb dieser Wände auch wieder versöhnten. Hierher kamen auch die Nachbarsfrauen zu Besuch, hier nahmen wir die Mahlzeiten ein, die Mutter zubereitete, und bisweilen liebten sich Mutter und Vater im Dunkeln, wenn sie glaubten, wir schliefen, auch wenn Vater sein eigenes Zimmer nebenan hatte. Ganz nahe bei uns fanden ihre Körper zueinander, und ich verband ihre Laute der Liebe mit Geborgenheit. Diese Laute von Mutter und Vater waren fester Bestandteil der Nächte unserer Kindheit, und wenn sie schliefen, trug uns ihr ruhiges Atmen friedlich durch die Nacht. Ich sehnte mich nach diesem Ort und den dünnen Wänden, die in Wirklichkeit kaum verhindern konnten, dass etwas nach außen oder nach innen drang. Meine ersten und besten Erinnerungen hefteten sich allmählich an das Zimmer, an den Geruch des Teppichs, das Gefühl der Morgenluft, wenn Mutter das Fenster zur Straße öffnete und man schon das geschäftige Summen des Menschengewimmels hören konnte. Zur Wohnung gehörte ein kleiner Balkon. Wenn man nicht schlafen konnte, konnte man sich nachts auf den Balkon schleichen und auf die leere Straße hinunterschauen. Vielleicht rollte dann ein Straßenfeger

mit seinem Kastenwagen und seinem Besen langsam vorbei, einzelne Zigarettenverkäufer trotzten dem Schlaf, und man konnte schwach den Mond, der am Himmel hing, erkennen, und sich vorstellen, wie er auf den Platz der Märtyrer hinunterleuchtet.

Zu flüchten erfordert Mut, aber derjenige, der flüchtet, wird selten als Held dargestellt. Ich habe viel darüber nachgedacht, wie sich alles anders entwickelt haben könnte. Ohne die Flucht wäre nichts so, wie es jetzt ist, aber vielleicht wären wir dann auch nicht mehr am Leben.

Einer der Lebensumstände von uns, die flüchteten, die immer noch flüchten, ist dieser Zweifel. Wir quälen uns selbst mit den ewigen Gedanken daran, wie das Leben hätte aussehen können, wenn es keinen Krieg gegeben hätte, wenn wir nicht gezwungen gewesen wären, alles zu verlassen. Was wäre geschehen, wenn wir geblieben wären, um zu kämpfen, oder in eine andere Richtung gereist wären, in einem anderen Land registriert worden wären und dort eine Aufenthaltsgenehmigung bekommen hätten?

Welches Schicksal wäre uns dann bestimmt gewesen?  
Was für ein Mensch wäre ich dann geworden?

Wir hätten dann jedenfalls nicht in den Solhaverne

gewohnt, Mutter hätte sich selbst vielleicht nicht als Kindesmörderin bezeichnet, und ich wäre Bea nicht begegnet, diesem Mädchen, das einfach gegen sein eigenes Schicksal Sturm lief wie ein Vogel im Sturzflug. Kann man überhaupt von Schicksal sprechen?

Es war wohl eher eine Mischung aus Entscheidung, Glück und Zufall, die uns hierhergeführt hat, auch wenn gerade der Gedanke an eine Fügung des Schicksals es vielleicht ein bisschen leichter gemacht hätte, sich mit allem abzufinden und damit aufzuhören, all diese Fragen zu stellen, die irgendwie unser Los geworden waren, der Preis für die Freiheit, die wir durch die Flucht hierher erlangt haben.

Alle haben eine Geschichte zu erzählen. Und Familien wie die unsrige haben mehrere unterschiedliche Versionen der gleichen Geschichte, der Geschichte von der Flucht. Die Version meiner jüngeren Schwester Selda unterscheidet sich von meiner, die meiner Mutter von der meines Vaters. Und mein kleiner Bruder Eli? Wird sich die Flucht auch in ihm in irgendeiner diffusen Weise ablagern und die gleiche Bedeutung bekommen wie für uns, obgleich er damals noch so klein war? Ich glaube schon. Man kann gut einen Ort vermissen, an dem man nie richtig gelebt hat.

Und der Verlust dessen und die Sehnsucht nach dem, was man einmal war oder hoffte, einmal zu werden, hat

uns alle in den Jahren, in denen wir heranwuchsen, und auch in all den darauffolgenden geprägt.

Eine Zeit lang lebten wir in Jordanien. Wir kamen nach Ägypten und Libyen. Vater sagte, dass wir über das Mittelmeer müssten, aber sie zögerten den Entschluss immer wieder hinaus. Im Internet sahen wir, was passieren konnte. Wir reisten nach Tripolis, wo wir in einem kleinen Hotel wohnten. Mutter und Vater kauften fünf Rettungswesten, die sie in einem schwarzen Plastiksack auf dem Balkon des Hotelzimmers deponierten.

Wir planten die Reise und bereiteten uns auf das Schlimmste vor. Wenn etwas passierte, sollte Mutter Eli retten, Vater sollte Selda retten. Ich sollte mich selbst retten, weil ich der Älteste war. In den folgenden Tagen übten wir, uns mit den Rettungswesten im Swimmingpool des Hotels treiben zu lassen, wir versuchten, die Situation von der lustigen Seite zu sehen, während wir auf dem Rücken in dem chlorhaltigen Wasser lagen.

\*

Eli hatte gerade beide Hände in den Sand gegraben, als das Mädchen auftauchte. Sie trug eine hässliche

Sonnenbrille, die viel zu groß war, sie hätte gut die ihrer Mutter oder Großmutter sein können. Sie setzte sich neben mich, so dicht, dass ihr Knie mich berührte.

„Rate, welche Farbe meine Augen haben“, sagte sie und wandte mir das Gesicht zu. Ich konnte durch die riesige Sonnenbrille nichts erkennen, ich hatte sie vorher noch nie gesehen.

„Los jetzt“, sagte sie. „Rate!“

Bevor ich etwas sagen konnte, kam sie mir schon zuvor.

„Das errätst du nie!“

Ich blickte auf ihre Haare.

„Braun?“

Sie schüttelte den Kopf, wobei sie die Sonnenbrille festhielt.

Ich schaute auf ihre bloßen Arme, die perlmuttweiße Haut war von dünnem, dunklem Flaum bedeckt.

„Grün?“

Ich bekam Lust, ihr über die Arme zu streichen. Wieder schüttelte sie den Kopf. Dann lächelte sie, und ihr Lächeln war wie ein blendendes Licht, und ihr Mund war so breit, dass er ihr Gesicht nahezu in zwei Hälften spaltete.

„Hab ich doch gesagt.“ Sie lehnte sich an mich. Ihr Gesicht war nur wenige Zentimeter von meinem entfernt, als sie die Sonnenbrille nach oben klappte, sodass ich ihre Augen sehen konnte.

„Niemand auf der ganzen Welt hat solche Augen wie ich, darauf kannst du Gift nehmen. Du kannst es gut sehen, nicht? Alle glauben, dass sie falsch sind. Teufel auch, sagen sie. Ein Mann hat versucht, mir in die Augen zu stechen, um zu beweisen, dass es Kontaktlinsen sind, aber sie sind halt so“, sagte sie. „Sieh sie dir an.“ Sie wartete etwa eine Sekunde, bevor sie fortfuhr: „Du würdest alles für diese Augen geben, nicht? Du würdest alles Mögliche darum geben, in sie hineinzuschauen, wann immer es dir passt. Solche Augen können die Leute in den Wahnsinn treiben. Sie können die Leute dazu bringen, den Verstand zu verlieren, sie können an nichts anderes denken als an diese Augen, an die Farbe, und sie sehnen sich so sehr danach, dass sie kurz davor sind, wahnsinnig zu werden.“

Und sie beugte sich so weit vor, dass unsere Nasen zusammenstießen, sagte aber nichts, weder Ups noch Entschuldigung, sie wartete nur. Wartete darauf, dass ich es leid werden würde, ihr in die Augen zu sehen, deren Farbe an zwei kleine Swimmingpools erinnerte. Ich wusste nicht, wie eine solche Farbe hieß. Azurblau vielleicht.

„Na, was sagst du?“ Sie klang jetzt wirklich verückt. „Mein Großvater sagt, sie hätten die gleiche Farbe wie Scheibenreiniger fürs Auto, meine Großmutter sagt, sie

seien türkisblau, sie sagt, sie seien blau wie der Himmel, sie sagt, dass Schwalben über sie hinwegfliegen, wenn man genau hinsieht. Mein Großvater sagt, das müssten dann Papageien sein, denn es sei ein tropischer Himmel, den ich in den Augen habe. Sie können sich nie über etwas einig werden. Ärgerlich, dass ich sie nicht verkaufen kann. Meine Großmutter sagt, ich könne reich werden, wenn ich erwachsen bin, und dass die Männer für diese Augen alles geben würden.“

Sie fuhr fort, von ihren Augen zu fabulieren, dass sie die gleiche Farbe hätten wie chinesische Vergissmeinnicht, was vermutlich eine Blume war, und wie sehr sie strahlten, sodass sie eine Grotte erleuchten könnten, einen Keller, eine dreispurige Autobahn in der Nacht. Sie würden geradezu von selbst leuchten, behauptete sie, man bemerke sie aus weiter Entfernung.

„Aber ich kann dir garantieren, dass sie echt sind.“ Sie sah mich ernst an, als befürchtete sie plötzlich, ich würde trotzdem glauben, dass sie log. „Und meine Haare auch. Dem Propheten zufolge darf man sich das Haar nicht schwarz färben.“ Sie flüsterte jetzt. „Auf so was würde ich nie kommen.“

Sie verstummte jäh, als hätte ihr jemand die Hand vor den Mund gehalten. Ihre Handgelenke waren sehr dünn, man hätte sie mittendurch brechen können, wie schlanke Birkenzweige. Ihr Unterarm ruhte auf einem



runden Knie, während sie schweigsam mit der anderen Hand nach ein paar kleinen Steinen im Sand stocherte. Der dünne Stoff ihres Kleides enthüllte die knochigen Schultern und kleinen Knöchel im Nacken, wenn sie den Kopf neigte.

Wir saßen beide da und starrten auf den Sand im Sandkasten und auf die Schaukeln, die da hingen und müde und resigniert wirkten. Die Sonne ging unter, es herrschte ein dunkelblaues Dämmerlicht, viel zu dunkel, um zur Farbe ihrer Augen zu passen. In den Wohnungen um uns herum konnte man allmählich schwach den blauen Schimmer erkennen, der von den Fernsehapparaten gegen die weißen Zimmerdecken strahlte, und da war dieses Strahlen gegen die Gardinen aus dünnem Stoff. Und laut schlüpfend sog sie Sodawasser ein.

Zu dieser Tageszeit waren die meisten Jugendlichen nach Hause gegangen. Nicht weil da Eltern gewesen wären, die sie gerufen hätten, sondern weil sie hungrig und müde geworden waren, oder weil sie längst gelernt hatten, dass es dumm wäre, zu dieser Zeit draußen zu bleiben. Entweder bekam man von jemandem Prügel auf einem der Gehwege zwischen den Blocks, oder es setzte Prügel, wenn man nach Hause kam.

Plötzlich stand sie auf, strich sich imaginären Sand vom Kleid.

„Besser, ich sehe zu, dass ich nach Hause komme“, sagte sie und hob die Hand. „Wir sehen uns.“

Ich folgte ihr mit meinen Blicken, als sie Richtung Weg verschwand. Noch nie zuvor hatte ich jemanden so gehen sehen, unsicher und gleichzeitig selbstbewusst. Sie brachte mich auf den Gedanken an einen viel zu kleinen Erwachsenen, oder an ein viel zu erwachsenes Kind.

Später erzählte sie mir, dass sie Bea hieße.

Beatrice.

Ich wusste nicht, ob sie auch in den Solhaverne wohnte, oder ob ich ihr nur zufällig da begegnet war. Jedenfalls nicht in demselben Block wie wir. Dort fand man schnell heraus, wer die anderen Bewohner waren. Man bekam mit, was sie zu Abend aßen, wie oft sie lachten und weinten und nachts fernsahen. Man wusste, wie wenig es brauchte, dass sie die Türen zuknallten, oder ein weinendes Kind draußen auf dem Treppenabsatz zurückließen. Man wusste, wie viel Abfall sie produzierten, dass sie spätabends sehr lange das Wasser laufen ließen, dass sie dastanden und sich selbst etwas zuflüsterten, bevor sie den Schlüssel ins Türschloss steckten.

Ich war noch ein Kind, als wir hierherkamen, oft stand ich mit Mutter am Strand, und wir sahen zum Horizont.

Wenn sie mich an der Hand nahm und sie drückte, bis die Haut spannte, fühlte es sich an, als versuchte sie, mich fest an sich zu halten, als sollte ich hier und jetzt in dem trockenen Sand Wurzeln schlagen und nie wieder auf das Meer hinausgezogen werden.

Gleichzeitig war es immer noch so, als sehnten wir uns nach da draußen.

Ich ließ nie ihre Hand los, wenn wir dort standen. Ich glaube, ich versuchte irgendwie, ihren Kummer aus ihr heraus und durch mich hindurch zu kanalisieren, ihn von uns wegzuleiten, sodass wir ihn vielleicht eines Tages am Strand zurücklassen, ganz einfach von ihm weggehen könnten.

Aber sie starrte weiter auf das Meer hinaus, und ich versuchte, dasselbe zu sehen wie sie. Wir folgten den tosenden Wellenkämmen, wir schlossen die Augen und riefen uns Bilder von anderen Küsten ins Gedächtnis, Streifen ferner Strände, die wie feine, leuchtende Narben mitten im Meer lagen.

Aber es gab uns nichts, um nach Hause zurückzukehren.

Es endete immer so, dass wir uns umdrehten und durch die fremde Stadt zurückwanderten, zu dem Ort, der vorläufig unserer geworden war.

Manchmal aber träumte ich, dass ich mit Mutter an der Küste stünde, als wir endlich das Land sahen. Der

massive, vernarbte Rücken lag da draußen im Meer und wartete ruhig darauf, dass wir zurückkehrten.

Als wir gerade in die Solhaverne gezogen waren, war mir oft, als hörte ich ein Weinen. Es schallte zwischen den Mauern, es wurde durch die dünnen Wände nach unten übertragen, verwittertes Material, als wären die Mauern hohl. Ich konnte es durch die dünnen Furnierschränke in den Küchen hören, es wurde mit dem Wasser in den Abfluss gespült. Ich hörte das Weinen im Müllschlucker, ganz dünn sickerte es durch die schmalen Schlitzte der Briefkästen, ich hörte es im Treppenhaus und besonders nachts in den Hohlräumen um die Treppe hinunter zum Keller.

Es ließ sich nicht sagen, ob es ein Säugling war oder ein kleiner Junge, der irgendwo zurückgelassen worden war, denn die Art des Weinens veränderte sich. Manchmal klang es wie ein Urschrei, als ein Ausdruck von Schmerz, andere Male erinnerte es mich an Trauer oder Hilflosigkeit.

Ich fragte Mutter, ob sie es auch hören könne.

„Vielleicht“, sagte sie und schwieg lange.

„Also kannst du es nicht hören?“

„Ich kann hören, dass es hier nicht still ist“, sagte sie.

„Aber das Weinen kann ich nicht hören. Vielleicht geht es meistens darum, worauf man den Blick richtet,

welche Laute das Ohr auffängt.“

Sie sagte nicht, es müsse etwas sein, was ich mir einbildete. Aber ich verstand ihre Antwort so, dass sie dachte, das Weinen, das ich hörte, käme von innen heraus.

Als ich am nächsten Tag nach Hause kam, saß Mutter in der Küche und zeichnete.

„Was soll das darstellen?“

Verwundert blickte sie auf.

„Das Paradies“, sagte sie.

„Wer sind die Kinder?“

„Das sind Adam und Eva.“

Ich sah mir die Zeichnung an. Da waren knotige Rosen, die an geschwollene, fleischige Körperteile erinnerten. Insekten, die sich berauscht in dem blutroten Inneren herumwälzten. Eine Gewitterwolke von Fliegen verdunkelte den Himmel, die Kronblätter der Rosen sanken auf den Boden herab, wo sich Insekten und Gewürm tummelten. Alles war in Verwesung begriffen, selbst die beiden Kinder, wenn man genauer hinsah. Organischer Stoff, angegriffen von Bakterien und Pilzen, aufgelöst von Mikroorganismen.

„Was geschieht mit ihnen?“, fragte ich.

„Nichts“, sagte Mutter. „Es ist einfach Spätsommer. Oder vielleicht Herbst.“

„Aber sie sehen tot aus.“

„Ja“, sagte sie, als ob das einleuchtend war.

\*

Der Mensch war immer auf Wanderung, das liegt in unserer DNA. Er hat sich stets zu dem Ort hinbewegt, wo die Wahrscheinlichkeit, zu überleben und sich eine erträgliche Existenz zu schaffen, am größten war. Wir fuhren zu Zehntausenden über das Mittelmeer, wir zogen in Scharen und langen Reihen durch Europa. Wir versuchten gezwungenermaßen fortzukommen, aber wir sehnten uns stets nach Hause. Ich glaube immer, man wird sich nach den Lauten sehnen, nach der Art, wie die Erde riecht. Ich vermisste das Lachen von Javad und Nazar, wenn ich sie fand, wenn wir auf der Straße Verstecken spielten, ich vermisste das Geräusch, wenn der Fußball gegen die Mauer prallte. Ich vermisste den Staub, die trockene Hitze, die warmen Abende, wenn wir im Hof unter der Scheibe des Mondes saßen. Ich vermisste das Zuhören. Das Schlimmste war, niemanden zu haben, mit dem ich mein Heimweh teilen konnte. In meiner Familie waren wir nicht gut darin, dieses Gefühl mitzuteilen, so wie wir auch den Schmerz nicht in Worte fassen konnten. Unsere Sprache war das Schweigen.

Nachts höre ich manchmal immer noch, wie Mutter uns zum Abendessen hereinruft. Es dämmt über den Solhaverne, aus den offen stehenden Fenstern der Wohnungen kann man entfernt das Gemurmel von verschiedenen Fernsehprogrammen hören. Unter dem schweren, leuchtenden Mond begeben wir uns vom Spielplatz hinauf zu einem beleuchteten Tisch mit dem Abendessen, dampfende weiße Bohnen, Lamm und Safranreis. In meinen Träumen höre ich Mutter ganz deutlich rufen, ihre Stimme trägt mich durch die Nacht. Und das Mädchen Bea wandert irgendwo umher in dem mächtigen, endlosen Sommer, der mich immer heimsucht. Sie streift über die Wiesen, sie ist eine Gestalt in der flimmernden Sonne, in der beunruhigenden Stille. Es ist windstill und die Vögel sind verschwunden. Nach einiger Zeit wird das Unheil verkündende Schweigen von ihrer Stimme unterbrochen, die eine Melodie summt. Wenn ich sie höre, weiß ich, dass ich schlafe. An diesem Abend aber bin ich noch wach und spüre eine sonderbare Unruhe in meinem Körper, die Luft ist spannungsgeladen. Ich schaue auf die übrigen Teile der Solhaverne, auf den Hafen und die Stadt. Die Sonne ist der letzte Blutstropfen am Horizont, und mein Atem steigt wie kleine Dampfwolken auf. Der Herbst ist wie ein Abschluss, ich komme zur Ruhe,

wenn ich sehe, wie die Farbe des Laubs in die letzten Töne von Leben wechselt, wenn die Zugvögel sich in Scharen am Himmel entlangbewegen, wenn die Tage kürzer werden und der Dunkelheit Platz machen. Die Kälte in der Luft, der Geruch von Erde, der Wind, der die Bäume entkleidet, und das Gefühl, dass bald Regen kommt.

Ich drehe mich um, und als ich gehe, ist es, als nähmen meine Schritte die letzten Laute mit sich.

Ich bin auf dem Weg nach Hause.